

Der unverstandene Antisemit

Braune Seelenlandschaften: Werke von Emil Nolde im Hamburger Bahnhof. **Von Matthias Reichelt**

Sein stärkstes Bild«, schreibt Kunsthistoriker Bernhard Fulda im Katalog zur Ausstellung im Hamburger Bahnhof, schuf Emil Nolde 1946. Allerdings war es »unsichtbar«, denn besonders engagiert hatte der alte Künstler die »Schöpfungsgeschichte« seiner »ungemalten Bilder« entworfen und damit seinen Nachkriegsmythos als unter den Nazis verfeimter Künstler geschaffen. Nicht nur von Berufs-, sogar von Malverbot war die Rede, dem er klandestin in einem »kleinen, halbversteckten Zimmer« seines Hauses in Seebüll getrotzt habe. Entstanden sind dabei die allseits beliebten kleinen Aquarelle und Federzeichnungen auf Japanpapier, mit betörenden Farben voller Leuchtkraft. Darunter wunderschöne Landschaftsbilder von Strand und Meer mit Wolkengetümmel, aber auch anrührende Porträts und Menschengruppen. Das Paradoxe an der Serie: Sie war nicht nur sehr attraktiv, sondern schuf gleichzeitig die Basis für den maßgeblich von ihm selbst und seiner Frau Ada entworfenen Mythos noch zu Lebzeiten. Die Serie erfüllte die Sehnsucht vieler deutscher Kunstliebhaber, es mögen sich doch auch unter den deutschen und im »Reich« verbliebenen Künstlern anständige, ja, widerständige und hervorragende Künstler finden lassen. Nolde galt dank seiner selbstgestrick-

ten Legende als ein von den Nazis verfeimter und isolierter Künstler, der in die innere Emigration gezwungen worden war.

Auch wenn kurz zu vermuten war, dass nun eine längst bekannte Geschichte nochmals als Sensation hinzuposaunt werden soll, denn bekannt ist Noldes antisemitische Gesinnung und sein affirmatives Verhältnis zum Nazistaat nebst Parteimitgliedschaft schon lange, so haben Bernhard Fulda und Aya Soika mit ihrer akribischen Forschung doch hochinteressante Dokumente ausgegraben. Das gelang vor allem mit der tatkräftigen Unterstützung von Christian Ring, der die Nolde-Stiftung in Seebüll seit 2013 leitet. Im Gegensatz zu der früheren Direktion verfolgt Ring eine Politik der Transparenz und hat das Archiv den beiden Wissenschaftlern in vollem Umfang zugänglich gemacht. Erste Ergebnisse der kritischen Forschung von Fulda und Soika konnten deshalb bereits 2014 anlässlich der Nolde-Ausstellung im Städel-Museum Frankfurt veröffentlicht werden.

Wie stark der Antisemitismus bei Nolde bereits sehr früh ausgeprägt war, belegen Briefe, die in der empfehlenswerten Ausstellung sowie im begleitenden Katalog gezeigt werden. Schon 1911 klagt Nolde in einem Brief an den Hamburger Kunstsammler und Kritiker Gustav Schiefler:

»Man hat den Eindruck, u. es wird die Ansicht publiziert, dass die Anschauung der Juden die Ansicht der Deutschen sei. Nirgends fällt hierüber ein Wort u. es wird demjenigen schlecht bekommen, der es öffentlich aussprechen würde. Die Führer der Sezession Liebermann, Corinth, Pechstein, Segal sind Juden, die Kunsthändler alle sind Juden, die führenden Kunstschriftsteller und Kritiker sind es auch, die ganze Presse steht ihnen zur Verfügung und auch die Kunstverleger sind Juden.«

Dieses antisemitische Motiv einer Verschwörung der Juden weitete sich aus. In einem Brief im Mai 1943 an Ada schreibt er: »Eine Handvoll Juden hinter den Regierungen und Banken ihrer Weltmächte geborgen schmunzelnd sitzend finanzieren u. schüren diesen weltumspannenden Krieg u. sie wollen für sich und ihre Rasse nicht nur uns, ihre Feinde, auch ihre Freunde u. Helfer wollen sie vernichtend überwinden ...«

Aus Briefen geht auch hervor, dass Nolde im Sommer 1933 einen Plan entworfen haben muss, wie die deutsche Gesellschaft von den Juden befreit werden könnte. Der Plan selbst gehört zu den vielen Dokumenten, die Emil und Ada Nolde nach der Niederlage des Faschismus schnell beseitigt haben. Solche Dokumente hätten die Selbststilisierung zum Opfer der

NS-Politik völlig unglaubwürdig gemacht.

Unterstützung für Nolde und seine Legende kam vor allem von Seiten des Kunsthistorikers Werner Haftmann, dem 1935 bescheinigt worden war, »linientreuer Nationalsozialist und SA-Mann« zu sein. Seiner Karriere nach 1945 tat dies keinen Abbruch. Er arbeitete an den Konzepten zu den ersten drei Documenta-Ausstellungen mit, bildete Kunsthistoriker in Hamburg aus und wurde 1967 zum Direktor der Neuen Nationalgalerie in Westberlin erkoren. Nolde erhielt zu Lebzeiten viele Ehrungen und Auszeichnungen und war noch ein Jahr vor seinem Tod mit seinem Werk als Repräsentant der verfeimten Moderne auf der ersten Documenta vertreten.

Auf der Pressekonferenz wurde anlässlich der Verbannung von Noldes Bildern aus dem Kanzleramt die Frage gestellt, ob sie denn überhaupt noch gezeigt werden dürften. Natürlich muss das Werk Noldes weiterhin gezeigt werden, so die Kunsthistoriker, allerdings entmythologisiert und im Kontext der neuesten Erkenntnisse, die seine völkische und tief antisemitische Überzeugung benennen.

■ »Emil Nolde – Eine deutsche Legende. Der Künstler im Nationalsozialismus«, bis 15. September, Hamburger Bahnhof, Berlin

Heraus zum Flohmarkt

Der 1. Mai in der Klassikerstadt

Jedes Jahr am 1. Mai fallen morgens Zehntausende in die enge Stadt Weimar ein. Nicht etwa um auf der DGB-Kundgebung auf dem Marktplatz das Bier zum Achtstundentag anzustechen. Da ist immer keiner. Ein Ergebnis der unermüdlichen Anstrengungen der letzten verprengten Gewerkschafter, die Kollegen mit hilflosen Ansprüchen und ausgedehnter miserablen Rockbands abzustumpfen.

Die Leute kommen, um erst den alljährlichen, gigantischen Flohmarkt zu besuchen und anschließend das legendäre Seifenkistenrennen. Erfunden haben dieses Rennen Anfang der Neunziger die Hausbesetzer aus der Gerber 3, irgendwann wurde es populär, und die Gerber-Leute überließen die ganze Gaudi den Spacekid-Headcup-Kids der Bauhaus-Universität. Zuletzt gab es immer wieder Probleme mit Startern der schicken Weimarer Grünen-Szene, die partout nicht verstehen konnten, warum mit riesigen Batterien betriebene Boliden bei einem Seifenkistenrennen nicht mitmachen dürfen.

Ebenso anzupind wie der Spacekid Headcup ist der angesprochene Flohmarkt, der sich vom Marx-Engels-Denkmal vor dem Deutschen Nationaltheater über den Goetheplatz bis zum Graben erstreckt. Die Händler blockieren schon über Nacht die Standplätze, und ab zehn Uhr morgens ist unerträgliches Gedränge, kein Durchkommen mehr, weshalb ich diesen Flohmarkt noch nie besucht habe. Das wird in diesem Jahr anders: Wir werden dort am 1. Mai Freixemplare einer verfassungsschutzgeprüften Tageszeitung verteilen, die der ganz ähnlich sieht, die sie freundlicherweise gerade zu lesen vorgeben.

Letztes Jahr im Frühling war ich, nur mal so, auf einem anderen Weimarer Flohmarkt, dem auf dem E-Werk-Gelände, wo es malerisch postindustriell und nicht so überfüllt ist. Dort treffen sich regelmäßig die hiesigen Lastenfahrradfahrer*innen, um zu feilschen, zu ratschen und darauf zu achten, dass niemand die selbstgebatkten Kinder daran hindert, ältere Kinderlose zu terrorisieren. Davon abgesehen war es toll. Da drängten die Leute nicht, sondern liefen befreit herum. Ich wollte mir das ansehen, wie die Leute so befreit herumlaufen, aber man konnte sich nirgendwo hinsetzen. Also bin ich weitergegangen, um einen Stuhl zu kaufen. Aber niemand hat einen Stuhl verkauft. Es gab nur wenige Stühle, und auf den wenigen Stühlen saß immer jemand. Als ich dreimal die Runde gedreht hatte auf der Suche nach einem Stuhl, habe ich aufgegeben und mich in die Schlange gestellt, in der man auf die Suppe warten konnte. Die noch nicht fertig war. Ich bekam ein Radler. Es war schön auf dem Hippie-Flohmarkt auf dem E-Werk-Gelände. Es sollte nur mehr Stühle geben für ältere Herren. **Pierre Deason-Tomoroy**

Kristall und Zensur

Krzysztof-Zanussi-Retrospektive in Berlin

Krzysztof Zanussi ist eine Legende des polnischen Autorenfilms, dabei ein charmanter, witziger Typ ohne Allüren. Beim 14. »Film Polska«-Festival in Berlin ist ihm eine Retrospektive gewidmet. Zu deren Eröffnung kam der Meister am Freitag ins Zeughauskino. Dort lief sein Spielfilmdebüt »Die Struktur des Kristalls« (1969) über zwei befreundete Physiker, die konträre Lebenswege eingeschlagen haben. Während der eine Weltkarriere macht, hat sich der andere aufs Land zurückgezogen, wo er ein unkomfortables, für den Freund ereignisloses Leben führt. Er ist es zufrieden, was der andere kaum fassen kann.

Ob er in seinen bald 80 Lebensjahren eine Synthese aus diesen gegensätzlichen Entwürfen gefunden habe, wäre eine schöne Frage an Zanussi gewesen, statt dessen ging es im Gespräch nach dem Film wieder mal um Zensur: »Viele Kollegen im Westen sagten: Es muss schön sein, wenn ein Erster Minister solche Probleme mit deinen Filmen hat«, erinnerte sich Zanussi, und lobte die polnische Einrichtung einer Zensurzentrale (mit Telefonnummer), bei der man nicht allein aufkreuzen musste, man ging gruppenweise dahin, Zanussi mit den Kollegen vom »Filmstudio Tor«, dem etwa auch Krzysztof Kieslowski angehörte.

»Wir sind nicht in der Renaissance«, heißt es in »Struktur des Kristalls« an einer Stelle, da geht es um den Wandel der Vorstellungen von Unendlichkeit seit der Antike. Vor dem Besuch der Filmhochschu-

le in Lodz hatte Zanussi Physik in Warschau und Philosophie in Krakau studiert – er kommt einem Universalgelehrten schon recht nahe, spricht ja auch mehr als acht Sprachen. Französisch und Englisch hätten in seiner Jugend als »imperialistische Sprachen« gegolten, erklärte er auf Nachfrage in Berlin. Er habe sich das am Radio selbst beigebracht. Latein galt als unverdächtig. Russisch war Pflicht, hatte aber einen schlechten Ruf. »Du bist kein guter Patriot«, habe er sich mehr als einmal anhören müssen. »Ein guter Patriot spricht schlecht Russisch.« Sein Vater habe das als völligen Quatsch bezeichnet, er sei heute glücklich, auf seinen Vater gehört zu haben.

Es ging dann noch um die Kürze seines Debüts: 74 Minuten, gerade mal so ein Langfilm. Die erste Schnittfassung war mehr als zwei Stunden lang, offenbarte Zanussi. Als er sie sah, war sein einziger Gedanke: »So langweilig darf Kino nicht sein!« Sein Chef habe den Film aufgeben wollen, »er war nicht teuer« – ließ sich dann aber zusammenkürzen, auf ein »erträgliches Maß«, wie er hoffe. Mehr Understatement geht nicht. »Die Struktur des Kristalls« ist überhaupt nicht anstrengend, klärt die Sinne und erzählt einem mehr über das eigene Leben als die Jahresproduktionen aus Hollywood und von *Arte* zusammen.

Alexander Reich

■ Retrospektive noch bis 3.5. im Zeughauskino, Unter den Linden 2, Berlin-Mitte



Irrungen, Wirrungen

Mit Fontane durchs Jahr (4).

Von Stefan Gärtner

Wenn heute, sagen wir, eine Frau Doktor den Mechatroniker nicht wollen kann, dann heißt es soziologisch: »Abwärtsheirat«, und dass es die nicht gibt, bringt Nazis dran.

Die gute alte Zeit war da nicht besser: Da nahm auch noch der einfachste Baron die schöne Schneiderin nur einen Sommer, und dann kam auch das Eheläuten schon

von gleich zu gleich. Wie auch die gute Lene den Mann an ihrer Seite passend wählt. Und wie solch dumme Sitten einmal galten, wird von Fontane teilnahmsvoll erzählt.

Die Klassen hatten Schranken, ganz wie heute. Nur damals waren sie ganz offiziell. Heut' sind wir weiter: Er spielt Violine. Und sie guckt Instagram und RTL.